

„Vertrauen ist das A und O der Wissenschaftskommunikation“

Ein Gespräch mit **Helmuth Trischler** vom Deutschen Museum über die Bedeutung des Dialogs, künstlerische Interventionen in Ausstellungen und die Rolle der Wissenschaft in der Gesellschaft.

Fragen **Christiane von Bary** und **Alexander Rudolph** — Foto **Dirk Bruniecki**

Das Deutsche Museum steht programmatisch an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit: Es präsentiert seinen Gästen Naturwissenschaft, Technik und ihre Geschichte und betreibt zugleich eigene Forschung. Wie hängen die beiden Bereiche zusammen?
Wir sind eines der acht integrierten Forschungsmuseen in Deutschland, die in der privilegierten Situation sind, mehr Ressourcen als andere Museen zu haben. Deswegen können wir Ausstellungen noch stärker aus der Wissenschaft heraus gestalten. Unsere Ausstellungen fußen auf vorheriger Forschung, auf Begleitforschung und auf Folgeforschung, die auf Ideen basiert, die sich aus einer Ausstellung ergeben. Daraus kann wiederum eine neue Ausstellung entstehen. Man könnte von einer epistemischen Spirale sprechen. Es geht um die Integration der drei Pfeiler eines Museums: Forschungsinfrastruktur, Forschung und

Wissenschaftskommunikation. Andere würden vielleicht Wissenschaftstransfer sagen, aber wir sprechen bewusst von Wissenschaftskommunikation, weil wir partizipativ denken wollen.

Was bedeutet das konkret?

Uns ist das Dialogische wichtig. In unserem Science Communication Lab führen wir Experimente in dialogischer und partizipativer Wissenschaftskommunikation durch. Seit zwei Jahren betreiben wir zudem mit der LMU und weiteren Partnern das Munich Science Communication Lab on Planetary Health. Hier kann man von einem Dreieck sprechen: der Forschungskompetenz zu Wissenschaftskommunikation, der fachlichen Forschung zur planetaren Gesundheit und der Praxis der Wissenschaftskommunikation, die wir als Museum bieten können. So kommen wir weg von einer linearen Kommunikation aus der Wissenschaft heraus.

Eine Einladung, sich mit neuen wissenschaftlichen Perspektiven zu beschäftigen, formulierte auch eine Ausstellung, die Sie mit konzipiert haben. Sie hieß „Willkommen im Anthropozän“ und fand von 2014 bis 2016 statt. Zu dem Zeitpunkt war das „Anthropozän“ als Bezeichnung für das geologische Zeitalter, das wesentlich durch den Menschen geprägt ist, noch wenig verbreitet. Das steigerte den Bedarf an Wissenschaftskommunikation. Was waren Ihre Strategien?

Die Ausstellung wurde aus der Wissenschaft heraus geboren und versuchte intensiv, aktuelle Fragestellungen in die Öffentlichkeit zu tragen. Sie ging hervor aus dem Rachel Carson Center for Environment and Society, das mein Kollege Christof Mauch und ich in Kooperation von LMU München und Deutschem Museum aufgebaut haben. Wir hatten von Beginn an geplant, nicht nur Fellowships zu vergeben und Konferenzen zu

„Wir müssen die Gesellschaft einbinden“:
Helmuth Trischler
engagiert sich seit
vielen Jahren für neue
Formate der Wissen-
schaftskommunikation.



veranstalten, sondern auch eine große Ausstellung zu einem Thema zu machen, das Natur und Kultur, Umwelt und Gesellschaft integriert. Die Idee, sie dem Anthropozän zu widmen, fand ich einerseits sehr überzeugend, weil das Thema die Rolle des menschlichen Faktors und zugleich die konstitutive Bedeutung von Wissenschaft und Technik umfasst. Andererseits war der Begriff kaum bekannt, und wir fragten uns, ob es sinnvoll ist, eine Ausstellung zu machen, wenn sich die Leute unter dem Titel kaum etwas vorstellen können. Aber letztlich hat uns das angespornt, den Begriff in die Öffentlichkeit zu transportieren. Deshalb haben wir von Beginn an ein finanziell gut ausgestattetes Bildungsprogramm integriert, mit vielen verschiedenen Formaten und Zielgruppen. Wir haben etwa einen Science Comic mit einer Gruppe von Studierenden der Universität der Künste Berlin erstellt, auch die Anthologie „all dies hier, Majestät, ist deins. Lyrik im Anthropozän“ ist im Zusammenhang mit der Ausstellung entstanden, und es gab zahlreiche Begleitveranstaltungen.

Welche partizipativen Elemente beinhaltete die Ausstellung?

Ein besonderes partizipatives Element war, dass wir die Besucherinnen und Besucher am Ende eingeladen haben, ihre Gedanken zur Frage, was sie sich von der Zukunft erwarten, in Briefen aufzuschreiben. Tausende Briefe sind so entstanden. Wir haben sie ausgewertet und teils in Bücher gebunden, die dann wieder in der Ausstellung zu sehen waren. Man merkte: Die Besucherinnen und Besucher fühlten sich ernst genommen und auch mitgenommen in dem, was sie bewegt.

Ein so brisantes Thema wie der geologische Fußabdruck des Menschen hat auch politische Dimensionen. Hatten Sie den Anspruch, politisch zu sensibilisieren?

Das ist immer eine Gratwanderung im Museum. Wie sehr kann oder soll ein Museum Interessen vertreten? Die Autorität von Museen, gerade im Bereich Wissenschaft und Technik, beruht darauf, dass sie über den Interessen stehen. Das Museum ist in vielem eine Beglaubigungsinstanz. Das ist ein in 200 Jahren angehäuften Kapital, das man auch verspielen kann, indem man sich zu sehr

normativ äußert. Im Deutschen Museum hatten wir deshalb lange die Haltung: Wir geben keine Antworten, wir geben Argumente für Antworten. Aber es gibt Themen, die doch stärker fordern, Position zu beziehen. Die Anthropozän-Ausstellung lieferte auf verschiedenen Ebenen durchaus mehr als nur Argumente. Es gab auch starke interventionistische Elemente, etwa beim Thema Biodiversität und invasive Arten. Die Ausstellung machte klar, dass unsere Form von kapital-

„Inwieweit kann es die Öffentlichkeit aushalten, dass es verschiedene wissenschaftliche Wahrheiten gibt?“

listischer Warenproduktion und Ressourcennutzung zu Problemen führt und wir Alternativen brauchen, wie wir die wenig umweltgerechte Verteilung von Ressourcen verändern können. Tatsächlich aber haben wir das gar nicht so selten der Kunst überlassen und für solche Positionierungen auf die Kreativität von Künstlerinnen und Künstlern zurückgegriffen.

Warum eignet sich gerade die Kunst zur politischen Sensibilisierung?

Ich sehe das Potential der Kunst auch darin, zu irritieren, ungewöhnliche Perspektiven zu eröffnen und die Gäste anzuregen, andere Fragen zu stellen und sich selbst Antworten zu geben. Das führt zur Infra-gestaltung festgefahrener Denkmuster,

und dies ist vielleicht die höchste Form der Wissensvermittlung. Eines der interessantesten Objekte der Ausstellung in dieser Hinsicht stammte von der Gruppe „NextNature“ aus Eindhoven. Sie erfand eine neue technische Spezies, den „rasorius gillettus“, also den Gillette-Rasierer. Diese technische Spezies hat sich vom Einklingenrasierer bis zum modernen Rasierer mit sieben Klingen entwickelt, und dazu gab es einen Stammbaum mit Erklärung der evolutionären Prinzipien, die wie bei Darwin auf dieses Gerät wirken. Hier wurde also provokativ in den Raum gestellt, dass evolutionäre Prinzipien der Natur auch in der Technik gelten. Eine andere Installation war die Galerie des Anthropozäns mit Satellitenaufnahmen, die zunächst alle wunderschön aussahen. Aber wenn man genauer hinsah, zeigte sich etwa der idyllische blaue See in einer Wüste in China als Kali-Senke und damit als Umwelt-Kloake überdimensionalen Ausmaßes.

Man merkt, dass Sie mit Leidenschaft dabei sind, wenn Sie von Ihrer Arbeit im Museum sprechen. Dabei hat Sie kein typischer wissenschaftlicher Karriereweg dorthin geführt. Wie kamen Sie dazu, das Museum und diese spezielle Kommunikationsform mit Ihrer Tätigkeit zu verbinden?

Kontingenz oder Kairos? (lacht) Ich war All-gemeinhistoriker und bin es vom Selbstverständnis heute noch. Vor allem über meine Habilitation zur Geschichte der Luft- und Raumfahrtforschung bin ich, was ich nie antizipiert hätte, in die Wissenschafts- und Technikgeschichte gerutscht. Im Anschluss bot mir der damalige Generaldirektor des Deutschen Museums eine feste Stelle als Kurator für Luftfahrt an, die ich für ein gutes Sprungbrett hielt. Aber dann wurde am Museum eine neue Stelle international ausgeschrieben: Leiter der Forschung, verknüpft mit einer Professur an der LMU München. Ich bekam sie zu meinem Glück und werde nun sicherlich so wahrgenommen, dass ich vor allem Wissenschafts-, Technik- und Umweltgeschichte betreibe, obwohl ich mich nicht nur in dieser Schublade sehe.

Sie kennen den eher geisteswissenschaftlich geprägten historischen Bereich sowie den auch naturwissenschaftlich

geprägten technischen. Nehmen Sie Unterschiede in der Kommunikation wahr? Zunächst muss man sagen, dass die Community der Wissenschafts- und Technikgeschichte heterogen ist. Da gibt es Kolleginnen und Kollegen, die haben in Physik promoviert; andere kommen etwa aus der Kunstgeschichte und eignen sich das Fachwissen nachträglich an. Es ist die Stärke des Feldes, dass es so interdisziplinär ist. Aber Unterschiede gibt es natürlich, und das sehen Sie ganz gut, wenn Sie unsere Dauerausstellungen anschauen. Manche sind historisch-chronologisch aufgebaut, etwa die zur Luftfahrt. Andere sind fachsystematisch orientiert und funktionieren im Grunde wie ein Lehrbuch, etwa die zur Atomphysik. Und dann gibt es die Ausstellung zu Foto und Film, in der kulturwissenschaftliche Konzepte wie die des Dispositivs strukturierend sind. Wahrscheinlich macht das Deutsche Museum genau diese Vielfalt attraktiv.

Müssten die Universitäten auch mehr kommunizieren?

Das ist eine sehr gute und virulente Frage. Wie professionell soll Wissenschaftskommunikation sein? Soll sie sich ausdifferenzieren und zu einem eigenen Feld mit professionellen Kommunikatorinnen und Kommunikatoren werden, die beides gelernt haben, Wissenschaft und Kommunikation? Oder sollen eher Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler befähigt werden zu kommunizieren? Ich glaube, wir brauchen beides. Fatal wäre, wenn die Wissenschaftskommunikation nur noch in professionalisierte Stäbe käme. Denn letztlich lebt sie auch von der Authentizität desjenigen, der kommuniziert. Wenn wir in der Corona-Krise eine Erfahrung gemacht haben, dann, dass Vertrauen in der Wissenschaftskommunikation das A und O ist. Wissenschaft basiert immer auf Vertrauen, aber gerade an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit ist Vertrauen enorm wichtig. Eine damit verbundene Frage ist: Wie weit reicht die Ambiguitätstoleranz in der Öffentlichkeit? Inwiefern kann sie es aushalten, dass es verschiedene wissenschaftliche Wahrheiten gibt und Personen, die, basierend auf ihrer disziplinspezifischen Evidenzkultur, mit unterschiedlichen Wahrheiten aufwarten? Die Grunderkenntnis der



„Willkommen im Anthropozän“: Das Deutsche Museum organisierte 2014 die weltweit erste Ausstellung zu diesem Zukunftsthema, mehr als 180.000 Gäste folgten der Einladung.

„Ohne Zweifel muss sich Wissenschaft mehr als je zuvor in der Öffentlichkeit verantworten.“

Fragilität und Vorläufigkeit allen Wissens muss immer wieder vermittelt werden.

Stellte man früher die Autorität von Museen oder Universitäten weniger infrage? Anders gefragt: Ist der Bedarf an Wissenschaftskommunikation gestiegen, weil der Bedarf an Legitimierung gestiegen ist? Unbedingt. Ohne Zweifel muss sich Wissenschaft mehr als je zuvor in der Öffentlichkeit verantworten. Und das ist gut so. Wir leben in einer Wissensgesellschaft, und das bedeutet, dass wissenschaftliches Wissen als eine Form von Wissen in Konkurrenz zu anderen Wissensformen steht: zu implizitem Wissen, theologischem Wissen, indigenem Wissen und so weiter. Dadurch besteht eine strukturelle Deutungskonkurrenz. Die Wissenschaft kann nicht darauf bauen, dass die Öffentlichkeit ihr bedingungslos und unhinterfragt Vertrauen entgegenbringt. Wissenschaft muss sich stets neu gegenüber der Öffentlichkeit legitimieren. Sie muss sich nicht nur stärker interdisziplinär organisieren, sondern auch die Gesellschaft partizipativ und ko-kreativ einbinden.

Was Sie beschreiben, verträgt sich nur bedingt mit der Spezialisierung in der Forschung. Sind das gegenläufige Trends?

Ja. Wir müssen deshalb wegkommen von der Idee, dass an den Universitäten einzig professionelle Pressestellen für die Wissenschaftskommunikation verantwortlich sind. Wir brauchen neue Ordnungsmuster in der Produktion und Nutzung von Wissen. Und wir müssen den Mut haben, mit neuen Formaten zu experimentieren.

Prof. Dr. Helmut Trischler

leitet den Bereich Forschung am Deutschen Museum und lehrt Neuere und Neueste sowie Technikgeschichte an der LMU München. Mit Christof Mauch leitet er das Rachel Carson Center for Environment and Society der LMU München.

Das Gespräch führten die Juristin **Dr. Christiane von Bary** und der Germanist **Dr. Alexander Rudolph** (beide LMU München). Sie sind Mitglieder im Jungen Kolleg der BAfW, wo sie sich auch in der AG „Wissenschaftskommunikation“ engagieren.